

FACHGESPRÄCH
DER BAYERISCHEN HAUSBAU AM 19. JUNI 2023

NACHLESE

Kann denn Bauen Sünde sein?
Wie nachhaltig tickt die Immobilienbranche?

IMPULSVORTRAG
Nachhaltiges Bauen –
Herausforderung
und Chance für die
Immobilienbranche?

IM FOKUS
Zu gut für die Tonne

BERICHT
Das blühende Leben



BAYERISCHE HAUSBAU
WERTE, DIE BLEIBEN.

06



12



14

04 **IMPULSVORTRAG**
Nachhaltiges Bauen – Herausforderung und Chance für die Immobilienbranche?

Prof. Dr. Werner Lang und seine Prognose zur Nachhaltigkeit in der Baubranche

06 **FACHGESPRÄCH**
Kann denn Bauen Sünde sein? Wie nachhaltig tickt die Immobilienbranche?

Experten diskutieren – das Fachgespräch zusammengefasst

12 **REPORTAGE**
Ein Zwischennutzungsprojekt mit utopischer Melodie

Konzept des neuen Kulturzentrums Fat Cat

14 **IM FOKUS**
Zu gut für die Tonne

Ein Tag mit einem Lebensmittelretter

16 **BERICHT**
Das blühende Leben

Wie Nachhaltigkeit am Ort der letzten Ruhe gelingt

18 **BERICHT**
Von der Ruhe- zur Begegnungsstätte?

Über den Spagat zwischen Ruhe- und Begegnungsstätte



Die ESG-Revolution im Baugewerbe

Die Immobilienbranche ist eine der größten und wichtigsten Branchen weltweit. Doch in Zeiten des Klimawandels und der Ressourcenknappheit wird es immer wichtiger, dass auch diese Branche ihren Beitrag zur Nachhaltigkeit leistet. In den letzten Jahren hat sich ein neues Konzept etabliert: ESG.

Gemeinsam mit unserem hochkarätigen Podium haben wir uns dieses Jahr den Fragen gewidmet, ob Bauen Sünde sein kann und wie nachhaltig die Immobilienbranche wirklich ist. Das Ergebnis der spannenden Diskussion gibt diese Nachlese wieder. Auch in diesem Jahr haben sich die Nachwuchsjournalisten des PresseClubs München e.V. für uns auf die Suche nach spannenden Geschichten in München gemacht – sie werfen einen genaueren Blick auf das „S“ in ESG.

Ich wünsche Ihnen viel Spaß bei der Lektüre!

Marcel Wnendt
Geschäftsführer

Nachhaltiges Bauen – Herausforderung und Chance für die Immobilienbranche?

Unser Thema heute lautet: Ist Bauen eine Sünde oder sogar böse? Um das zu klären, müssen wir uns auch fragen: Was ist denn eigentlich Sünde? Und was wollen wir als Gesellschaft? Wie stellen wir uns den Herausforderungen im Immobilienbereich? Wie agieren und wie reagieren wir? Wie können die politischen Rahmenbedingungen für ein nachhaltigeres Bauen gestaltet werden? Und haben wir alle gemeinsam vielleicht gerade jetzt eine besondere Chance, Bauen nachhaltig zu definieren und positiv zu gestalten?

In der Tat müssen wir uns fragen, ob wir mit unseren Verfehlungen im Baubereich nicht auch moralische Normen verletzen, indem wir Dinge tun, die uns nicht zukunftsfähig machen werden, die uns sogar gefährden.

Von den rund 50.000 Studierenden auf Master-Niveau an der TU München stammen 40 Prozent aus dem Ausland. Und ich werde oft gefragt: Glauben Sie denn wirklich, Herr Lang, dass die Münchner ihren Gürtel enger schnallen werden, damit wir in den südlichen Ländern eine Chance haben? CO₂-Emissionen, Methanausstoß, Entwicklung der Oberflächentemperaturen, Ausbeutung des Regenwalds, Überfischung der Meere: Wir stehen vor enormen Herausforderungen. Und der Bausektor hat einen großen Anteil daran: 40 Prozent des CO₂-Ausstoßes entfallen auf das Bauwesen. Unser Materialverbrauch ist enorm. Damit beeinflussen wir die Chancen auf ein gesundes Leben.

Gleichzeitig hat sich die politische Situation geändert. Der Green Deal der EU fordert, dass wir tatsächlich klimaneutral werden. Wohlgemerkt: Klimaneutral bedeutet nicht emissionsfrei. Klimaneutral heißt, dass wir so bilanzieren, dass die Bilanz am Ende des Jahres neutral ist.

Wie gehen wir im Bausektor mit diesen Herausforderungen um? Und wir reden hier nicht allein von CO₂-Reduktion. Allein in Bayern gehen 55 Prozent des Abfallaufkommens auf das Bauwesen zurück. Sich hier wegzuducken, als hätten wir damit nichts zu tun, ist für das Bauwesen keine Option. Aber wir haben die Chance, produktiv damit umzugehen.

Produktiver muss vor allem unser Umgang mit Ressourcen werden. Dass jeder von uns 360 Tonnen an Material beansprucht, um überhaupt hier in der Bundesrepublik leben und arbeiten zu können, ist eine beunruhigende Vor-



SPEAKER

PROF. DR. WERNER LANG

Lehrstuhl für energieeffizientes
und nachhaltiges
Bauen an der TU München

stellung. Einfach wie bisher weiterzubauen, ist darum keine Alternative – zumal angesichts der Prognose der Internationalen Energieagentur, der zufolge bis zum Jahr 2060 global nochmals so viel neu gebaut wird, wie bis 2017 überhaupt gebaut worden ist. Vor allem natürlich in Afrika, China und Indien. Dieser Zuwachs wird den Kampf um Ressourcen und die Preisentwicklung weiter verschärfen – in einem bislang ungekannten Ausmaß. Ein stärkerer Fokus auf eine Kreislaufwirtschaft und auf eine Erschließung heimischer Märkte ist vor diesem Hintergrund dringend erforderlich.

Doch was bedeutet das für den Gebäudebestand? In Deutschland gibt es derzeit 22 Millionen Gebäude, darunter 19 Millionen Wohngebäude. Allein der Betrieb der Gebäude – ohne die graue Energie für die Materialherstellung oder den Rückbau – hat einen Anteil von 35 Prozent am gesamten Energieverbrauch. Zudem haben die Bestandsgebäude grob gerechnet einen fünfmal höheren Energiebedarf als die Neubauten. Dies alles wird in unserer Sanierungsstrategie bislang ignoriert. Aktuell werden pro Jahr 0,8 Prozent des Bestandswerts erneuert – nötig wären aber zwei bis vier Prozent. Eine Sanierung von täglich 2.500 Gebäuden wäre allerdings noch eine weit größere Herausforderung als der von der Bundesregierung geplante – und bislang nicht realisierte – Neubau von 400.000 Wohnungen pro Jahr. Und möglicherweise wäre es ohnehin ratsamer, statt auf den Neubau zu setzen, zuerst einmal die Bestandsbauten besser zu analysieren und vor allem energetisch zu ertüchtigen.

Was wir brauchen, ist also ein Dreiklang aus Suffizienz, Konsistenz und Effizienz. Zum Thema Suffizienz: Wir müssen uns zum Beispiel fragen, ob wir hier in München wirklich 55 bis 60 Quadratmeter Wohnfläche pro Person benötigen. 1961



waren es gerade einmal 25 Quadratmeter pro Person. Wir haben einfach verlernt, genügsam zu sein. Der zweite Faktor ist die Konsistenz: Schaffen wir es, nachwachsende Materialien einzusetzen, erneuerbare Energien zu verwenden und mit dem Bestand in Kreisläufen zu denken? Erst dann sollten wir uns um Effizienz und Fragen der Wärmedämmung auf der Fassade kümmern.

Basis jeder Entscheidungsfindung sollte darum immer auch eine lebenszyklusbasierte Betrachtungsweise sein. Wir denken noch zu sehr im Sinne von Vorabinvestitionen und Erstellungskosten und vergessen völlig den Betrieb. Wir favorisieren immer noch Entscheidungen, bei denen bei der Erstinvestition gespart und der Aufwand für den Erhalt gern ignoriert wird. Darum brauchen wir auch in der Politik Vergabeverfahren, die auf dem Lebenszyklus basieren, um wirklich nachhaltig agieren zu können.

Einen Ausblick in die Zukunft des nachhaltigen Bauens konnte ich gemeinsam

mit Studierenden der Universität Austin entwickeln. Wir planten und bauten ein völlig zerlegbares Gebäude – und dies größtenteils mit aus dem Recycling von Gebäuden gewonnenen Baustoffen. Das Haus ist in Tag- und Nachtmodule unterteilt, die jeweils nur bei Bedarf klimatisiert werden. Jede Verbindung ist zudem lösbar, sodass die Hausbestandteile hundertprozentig rückgeführt oder umgebaut werden können.

Ich glaube, wir müssen und können Bauen anders denken. Wenn wir bereit sind, lebenszyklusbasierte Optimierungsverfahren anzuwenden, können wir eine Kreislaufwirtschaft realisieren und dadurch auch mit ganz normalen Maßnahmen einen positiven Beitrag leisten. Denn Bauen ist auch mit einem nachhaltigen Anspruch möglich. Wir haben eigentlich keine Ausrede mehr, dies nicht zu tun. Und das Beste: Wir können vielleicht sogar Geschäftsmodelle daraus entwickeln.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit. X

PODIUM

**PROF. DR. (UNIV. FLORENZ)
ELISABETH MERK**

Stadtbaurätin der Landeshauptstadt
München

GIULIA PERETTI

Head of Sustainability Real I.S. AG

PROF. DR. WERNER LANG

Lehrstuhl für energieeffizientes und
nachhaltiges Bauen an der TU München

MARCEL WNENDT

Geschäftsführer Bayerische Hausbau

**DR. JULIAN PETRIN
(MODERATION)**

Gründer urbanista



Kann denn Bauen Sünde sein? Wie nachhaltig tickt die Immobilien- branche?

Beim zehnten Fachgespräch der Bayerischen Hausbau am 19. Juni 2023 im Literaturhaus München lag der Fokus ganz auf dem Thema Nachhaltigkeit. Vor rund 140 Besucherinnen und Besuchern diskutierten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Podiums über nachhaltige Strategien für Neubauten, Perspektiven und Herausforderungen bei der ökologischen Modernisierung von Bestandsbauten sowie die Auswirkungen des neuen Gebäudeenergiegesetzes auf die Situation in der Bauwirtschaft.

Julian Petrin: Wir wollen heute über die Chancen und Herausforderungen nachhaltigen Bauens sprechen. Das ist wahrscheinlich eines der Themen, die uns alle momentan am meisten umtreiben. Können wir weiterbauen? Wenn ja, wie? Und was bedeutet das für die Akteure in der Bauwirtschaft? Frau Peretti, erleben wir alle gerade eine Art Zeitenwende am Bau? Wie nehmen Sie aktuell die Diskussion um das neue Bauen wahr?
Giulia Peretti: Wir haben ein großes Bestandsportfolio. Für uns und unsere Anleger sind Sanierungen und die energetische Ertüchtigung von Gebäuden tatsächlich wichtiger denn je. Wir fragen uns: Ab wann muss man sich Gedanken machen, dass eine Immobilie an Wert verliert? Wie verhindern wir, dass sie zu

einem so genannten „stranded asset“ wird? Wie können wir unsere Bestandsgebäude ertüchtigen, aufwerten und für unsere Mieter und unsere Anleger attraktiv halten?

Julian Petrin: Viele Menschen sagen: Lasst uns Neubauten anders bewerten und versuchen, mehr im Bestand zu bauen. Frau Professor Merk, erleben Sie diese Diskussion auch?

Prof. Elisabeth Merk: Ja natürlich. Wir als Stadt müssen diese Fragen mit unseren eigenen Wohnungsbaugesellschaften und vor dem Hintergrund unseres Bestands an Gebäuden erörtern. Und ich sehe hier in den letzten Jahren durchaus einen deutlichen Umschwung in den Entscheidungsprozessen. Man prüft

inzwischen viel dezidierter, was ein konkreter Bestand vor Ort räumlich leisten kann, auch im Hinblick auf neue Nutzungsideen. Aber bei der Frage, wie wir das dann auch schnell umsetzen, hinken wir aus meiner Sicht noch hinterher.

Julian Petrin: Herr Wnendt, hat sich auch Ihr Blick auf Neubauten in den letzten Jahren geändert?

Marcel Wnendt: Wir haben bei der Bayerischen Hausbau natürlich den Vorteil, dass wir hier in München sowohl ein Development – als auch ein relativ großes Bestandshaltergeschäft mit verschiedenen Nutzungsarten haben. Wenn eine Immobilie in Zukunft ihren Zweck noch erfüllen kann – auch hinsichtlich Statik und Nutzung –, ist das grundsätzlich

auch für uns ein Thema, sofern es noch wirtschaftlich bleibt. Aber wenn wir Geld investieren, dann brauchen wir auch eine Zertifizierung, die uns die Sicherheit gibt, dass das Objekt über den Lebenszyklus erhalten bleibt. Denn Geld in „stranded assets“ zu investieren, hat natürlich wenig Sinn.

Julian Petrin: Droht bei der Debatte um die Legitimität von Neubauten nicht auch die Gefahr, dass wir die soziale Frage und die Klimafrage gegeneinander ausspielen?

Prof. Werner Lang: Für mich ist die soziale Frage relativ eindeutig an die Nachhaltigkeitsfrage gekoppelt. Denn wenn wir unsere Lebensgrundlage zerstören, ist letztendlich keinem gedient. Wir haben einmal ausgerechnet, wie wir 400.000 Wohnungen im Jahr bauen können – alles in Holz und nach dem heutigen Energiestandard. Wenn wir die aktuellen Klimaziele halten wollen, könnten wir genau zweieinhalb Jahre bauen. Dann wäre der CO₂-Ausstoß im Betrieb dieser Gebäude trotz Holzbauweise nach heutigem Standard immer noch so hoch, dass wir mit Sicherheit die Klimaziele reißen würden. Wenn ich aber die Klimaziele mit einem Neubau nicht halten werde, dann baue ich eigentlich heute

schon ein „stranded asset“ von morgen. Das geht einfach nicht.

Julian Petrin: Wir müssen beim Thema Bauen also auch immer die sozialen und ökonomischen Bedingungen und Themen wie die Mobilitätswende und die Energiewende im Blick haben. Frau Professor Merk, wie sehen Sie diesen Konflikt?

Prof. Elisabeth Merk: Soziale Nachhaltigkeit spielt nicht nur in München, sondern in allen Städten eine enorme Rolle. Ich glaube, wir brauchen hier verschiedene Strategien. Man muss sich zum einen überlegen, was wir in München wirklich neu bauen müssen. Ich würde sagen: Schulen. Denn es ist unvorstellbar, dass wir unseren Schulbedarf entsprechend unserem Schulbauprogramm komplett mit den Altbauten decken. Ähnliches gilt für die Kitas.

Ein wichtiger Faktor in diesem Kontext sind auch die großen Infrastrukturprojekte wie etwa Brücken oder Schienennetze. Diese brauchen wir ja, um den Klimazielen im Bereich der Mobilität gerechter zu werden. Und hier verbauen wir schon einen Teil der Ressourcen, die uns dann beim Thema Neubau fehlen. Das heißt im Umkehrschluss: Selbst

in einer Stadt wie München macht der Neubau nur ein Prozent aus, obwohl wir so viel bauen. Das bedeutet aber auch, dass wir uns ganz klar mit den Beständen beschäftigen müssen. Und vor diesem Hintergrund wäre aus meiner Sicht das schönste Neubaugebiet dasjenige, das man gar nicht neu bauen muss. Weil man es aus dem Bestand heraus weiterqualifizieren und erweitern kann, sodass die Ressource Boden auch im ökologischen Sinn möglichst frei bleibt.

Julian Petrin: Frau Peretti, wie gehen Sie mit diesem gesteigerten Wunsch und Bedarf nach einer Neubewertung des Bestands um?

Giulia Peretti: Tatsächlich liegt der Schwerpunkt derzeit auf den klimawirksamen Faktoren, also vor allem Energie und Emissionen. Alle anderen Themen, egal ob soziale oder auch andere ökologische Aspekte wie Biodiversität oder Wasserverbrauch, rücken in den Hintergrund. Aus meiner Sicht ist das aber nicht weit genug gedacht – man muss immer auch das große Ganze betrachten. Das geschieht aktuell noch zu wenig.

Prof. Werner Lang: Um einmal ein konkretes Beispiel hier in München zu nennen: Moosach ist ein Quartier mit Häusern vorwiegend aus den 50er und

„Ich glaube auch, dass eine gewisse Nutzungsdurchmischung dazu führt, dass man insgesamt nachhaltiger und langlebiger sein kann.“

PROF. ELISABETH MERK

Stadtbaurätin der Landeshauptstadt München

60er Jahren, teilweise mit Zeilenbebauung und mit extrem viel Freifläche. Wir haben untersucht, wie dieses Quartier umweltfreundlich nachverdichtet und gleichzeitig dort die Lebensqualität erhöht werden kann – mit mehr Grün und mehr Biodiversität. Das Projekt hat gezeigt, dass es durchaus möglich ist, beides zusammenzuführen. Der Schlüssel hierfür liegt in der Mobilität. Das heißt: Wenn man es schafft, an einem extrem gut erschlossenen Standort alternative Formen der Mobilität zu integrieren, wodurch Flächen, die bisher dem motorisierten Individualverkehr vorbehalten waren, für Grün und Wohnraum frei werden, dann kann diese Quadratur des Kreises tatsächlich gelingen.

Julian Petrin: Die Bayerische Hausbau macht ja beides: neu bauen und Bestand bewirtschaften. Bemerkten Sie da eine Fokusverschiebung auch bei sich im Unternehmen? Was brauchen Sie, um diese Bestände zu bewerten?

Marcel Wnendt: Wir sind sehr stark im Geschosswohnungsbau. Da sind die letzten Jahre schon einige regulatorische Themen dazugekommen. Im Bestand

beschäftigen uns gerade die Nachhaltigkeitsthemen schon seit Jahren. Entsprechend prüfen wir zum Beispiel, wie weit unsere Immobilien in Sachen CO₂-Reduktion sind und was wir noch tun können, um sie weiter zu verbessern.

Aber ganz grundsätzlich bilden Gesetze und regulatorische Vorgaben nur die eine Seite des Themas ab. Auf der anderen Seite haben wir auch immer die Macht des Faktischen, die wir heute schon über die Finanzseite gespielt bekommen. Und diese Kräfte wissen schon sehr genau, in welche Projekte sie heute noch Geld investieren wollen und was von diesen Immobilien erwartet wird. Dem müssen wir natürlich gerecht werden.

Julian Petrin: Das gesamte Nachhaltigkeitsthema umfasst ja die drei Bereiche ESG – also Environment, Social und Governance. Ist das „E“ im Hinblick auf die Immobilienwirtschaft derzeit überbewertet?

Giulia Peretti: Beim „E“ haben wir natürlich eine klare Messgröße, die CO₂-Emissionen. An dieser Zahl werden wir gemessen und über sie verglichen. Un-

abhängig davon muss ich sagen, dass uns die regulatorischen Vorgaben seit März 2021 auch einen riesigen Schub gegeben haben. Die Information darüber, wie „gut“ oder „schlecht“ mein Portfolio im Hinblick auf Nachhaltigkeit ist, ist verbunden mit einer starken Motivation, besser zu werden. Und die Finanzbranche hat damit ein sehr wichtiges Instrument in der Hand, um privates Kapital in nachhaltige Investitionen zu lenken.

Julian Petrin: Für Sie, Herr Professor Lang, besteht beim Thema ESG allerdings noch Definitionsbedarf, richtig?

Prof. Werner Lang: Ich sehe es kritisch, weil das Thema noch in den Kinderschuhen steckt. Wir brauchen hier mehr harte Kanten und Leitplanken. Besonders schwierig ist der Bereich „Social“. Was heißt Social? Was heißt Gemeinschaft? Was heißt Gesundheit? Alle diese offenen Punkte bieten natürlich viel Angriffsfläche. Man muss dies aber unbedingt weiter vorantreiben und es ist sehr gut, dass nun letztlich hier innerhalb der Wirtschaft ein Wettbewerb gestartet wurde. Dieser muss einfach noch gestrafft und definiert werden, dann könnte ESG wirklich eine gute Sache werden. Aber die Benchmarks müssen klar definiert sein.

Julian Petrin: Aktuell wird viel über Büroleerstände diskutiert. Stehen da die viel beschworenen technischen und regulatorischen Limits einer neuen und flexibleren Nutzung im Wege? Oder geht da eigentlich noch viel mehr?

Prof. Elisabeth Merk: Wir haben inzwischen auch im Gewerbebau einige größere Projekte, bei denen wir versuchen, uns auf Gewerbeflächenbereiche zu konzentrieren und sparsamer mit den Flächen umzugehen. Ich glaube auch, dass eine gewisse Nutzungsdurchmischung dazu führt, dass man insgesamt nachhaltiger und langlebiger sein kann. Monostrukturen sind da anfälliger.

„... man muss immer auch das große Ganze betrachten. Das geschieht aktuell noch zu wenig.“

GIULIA PERETTI

Head of Sustainability Real I.S. AG



Problematisch hinsichtlich einer neuen Nutzung ist allerdings das Sparen an den Raumhöhen, das wir in der Vergangenheit hatten. Das ist – gerade im Hinblick auf das Klima und mögliche Umbauten – ein Sparen an der falschen Stelle. Ich kenne einige ganz ordentliche Gebäude, bei denen es am Ende daran krankte, dass diese Höhen überhaupt nicht mehr passten – und zwar weder für den Wohnungsbau noch für neue Bürowelten. Ein weiteres Problem in diesem Kontext: Wir haben sehr viele Standards und vermeintliche Komfortbereiche, die eigentlich verzichtbar sind. Denn ob die fünfte Steckdosen-Novellierung wirklich mehr Sicherheit bringt, wage ich deutlich zu hinterfragen.

Julian Petrin: Herr Wnendt, Frau Peretti, Flexibilität, Hybridität, Nach- und Umnutzung – sind das Themen, bei denen Sie auch bei Ihren Produkten viel fluidere werden müssen?

Marcel Wnendt: Absolut. Beim Bestand können wir die Modularität leider nicht mehr nachholen. Das ist jetzt, wie es ist. Und mit dem Deckenhöhen-Problem sind auch wir permanent konfrontiert. Prinzipiell schauen wir uns die Themen Modularität und serielles Bauen sehr intensiv an. Mit der aktuellen Marktsituation ist jetzt ein ganz anderer Druck da, sich mit diesen Themen zu beschäftigen.

Giulia Peretti: Auch in unserem Geschäft sind die neuen Typologien von Wohnen sehr präsent. Unser Fonds Modern Living beschäftigt sich mit diesen neuen Wohnformen. Hierzu zählen etwa Mikroapartments, Wohnen für ältere Leute oder Wohnen für Studenten. Das funktioniert ganz gut, weil die Nachfrage nach diesen Typologien von Wohnräumen sehr hoch ist.

Julian Petrin: Kommen wir zum Thema Sanierung. Das neue Gebäudeenergiegesetz ist seit Monaten in aller Munde. Bringen die Diskussionen nun eher einen

Push oder erleben Sie es eher als Verunsicherung?

Prof. Werner Lang: Nach unseren Berechnungen lohnt es sich in jedem Fall, zu sanieren und in Richtung CO₂-Neutralität zu gehen. Aber irgendwie kommt das nicht wirklich an. Es gibt nach wie vor einen riesigen Kommunikationsbedarf. Vielleicht fehlen auch die Instrumente, um zu zeigen, wie das genau geht und welche Maßnahme sich bei welchen Kosten lohnt. Wohnungsbauunternehmen stehen zudem natürlich vor der Frage, wo man investiert: in den Neubau oder in die Bestandssanierung? Aus meiner Sicht müsste man viel stärker in die Bestandssanierung investieren, um da die Qualität zu halten. Denn jede energetische Sanierung steigert die Qualität des Gebäudes und spart dem Mieter Geld.

Prof. Elisabeth Merk: Dem kann ich nur zustimmen. Wir haben zum Beispiel am Westkreuz in Neuaubing in einem sehr großen Sanierungsgebiet mit fast 300 Hektar bereits nach drei Jahren Effekte erzielt und am Ende auch in einem sehr kleinteiligen Bestand eine Sanierungsrate zwischen drei und vier Prozent erreicht. Das ist, glaube ich, einzigartig in der Bundesrepublik.

Wir stehen aber auch vor einem demografischen Problem bei den Eigentümern. Mit steigendem Alter haben wir es mit geringerer Investitionsbereitschaft und -möglichkeit zu tun. Für die privaten Eigentümer, für die ich jetzt auch mal sprechen will, gibt es viel zu wenig Unterstützung – und zwar hinsichtlich Steuern, Förderung und Beratung.

Marcel Wnendt: Ich stelle jetzt einmal eine steile These auf: Wir wollen ja alle prinzipiell gern nachhaltig sein. Aber jetzt kommen wir als Gesellschaft zum ersten Mal an einen Punkt, an dem klar wird, dass uns diese Nachhaltigkeit etwas kosten wird und dass jeder Schritt hin zu mehr Nachhaltigkeit mit einem enormen Energieaufwand verbunden sein wird. Wir müssen uns darum erst

einmal Modelle überlegen. Wie soll es konkret mit dem Wohnungsbestand weitergehen? Können wir uns das leisten? Ich glaube, das ist bei vielen noch gar nicht angekommen.

Julian Petrin: Herr Professor Lang, ist der Quartiersansatz ein möglicher Schlüssel, um letztlich nicht nur die Wärmewende, sondern die gesamte Energiewende, die Bauwende zu organisieren?

Prof. Werner Lang: Quartiere sind sicher ein wichtiger Ansatz, um zum Beispiel das Energiethema zusammenzudenken und finanziell abzubilden. Aber vor allem auf dem Land haben wir hier tatsächlich ein Problem, das wir lösen müssen. Hier funktionieren Nahwärmesysteme nicht wirklich. Da haben wir alleinstehende Einfamilienhäuser, bei denen vielleicht mehr mit erneuerbaren Energien auf dem Dach möglich ist. Die Frage ist also, wie man mit den Energiekosten generell umgeht. Gibt es Möglichkeiten zur Förderung? Die ist ja nötig, weil man sonst letztlich viele Menschen zum Auszug zwingt. Hier müssen wir als Gesellschaft wirklich sehr genau hinsehen.

Julian Petrin: Um noch einmal auf das Thema Lebenszyklus zu kommen: Eine Lebenszyklusbetrachtung schließt ja immer die Nutzerseite mit ein, die wiederum manchmal macht, was sie will. Wie kommt man besser an die Nutzer heran?

Giulia Peretti: Mankannnatürlichschwerlich jemandem verbieten, die Heizung hochzudrehen oder das Fenster aufzumachen. Aber wir können für das Thema sensibilisieren – zum Beispiel über die Nebenkosten. Aber auch die Vermieter fragen sich: Was können wir in unseren Immobilien noch nachhaltiger machen? In den letzten Jahren wurden für uns zum Beispiel die so genannten Green Leases, also die Mietverträge mit grünen Klauseln, immer relevanter. Denn für viele ist interessant zu wissen: Ich verbrauche soundso viel, und im Vergleich

„Einfach anfangen. Punkt.“

MARCEL WNENDT
Geschäftsführer
Bayerische Hausbau



mit anderen Gebäuden meiner Klasse und meiner Nutzung bin ich schlechter oder besser. Das sorgt für eine Win-win-Situation, denn wir bekommen die Daten, die wir zum Beispiel für die Regulatorik und das Reporting benötigen. Und die Nutzer der Gebäude haben ihrerseits einen Anhaltspunkt, wo sie stehen und was sie noch verbessern können.

Julian Petrin: In den letzten beiden Jahren haben wir aus unterschiedlichen Gründen eine wirklich schwierige Situation fürs Bauen und für die Stadtentwicklung erlebt. Ist aus Ihrer Sicht nun ein Kipp-Punkt erreicht, wo sich auch entscheidet, wer jetzt mit in diese neue Zeit geht? Wie bewerten Sie die Situation jetzt?

Marcel Wnendt: Ich glaube, es sind die kleinen Dinge, die den Unterschied machen. Das heißt, aus dem Thema PV-Anlage oder Fernwärme machen wir keine wissenschaftlichen Arbeiten. Sondern wo wir das sinnvoll umsetzen können, tun wir es einfach. Und ein weiterer Aspekt stimmt mich positiv: Ich habe vorhin hinsichtlich der Finanzierungen über die Macht des Faktischen gesprochen. Wir sehen auch eine Macht des Faktischen von der Mieterseite. Insofern sind beide Seiten motiviert, sich diesem Thema anzunähern. Ansonsten wird man künftig wirtschaftlich nicht mehr erfolgreich sein können.

Prof. Elisabeth Merk: Wenn ich will, dass Nutzer gut mit den Dingen zurechtkommen, dann muss es einfach sein. Für den großen Nutzer muss es einfach sein, weil es ansonsten viel kostet. Und für den kleinen Nutzer muss es einfach sein, weil er sonst nicht damit zurechtkommt. Am Ende müssen wir uns einfach mit konkreten Dingen auseinandersetzen.

Natürlich wird auch der Markt immer einen Einfluss haben. Aber wenn wir uns als Stadt immer nur nach dem Marktgeschehen gerichtet hätten, wären wir nicht so erfolgreich. Auf längere Sicht betrachtet, war die Geschichte der Stadtentwicklung oft antizyklisch, übrigens auch in den Sanierungsgebieten. Das bedeutet: Man muss sich klar darüber werden, auf was man in einer bestimmten Situation setzt. Man muss Prioritäten setzen. Denn man wird nicht alles immer gleichermaßen gut abarbeiten können.

Julian Petrin: Kommen wir zu unserer Schlussrunde: Welchen Rat für eine nachhaltige Wende im Bauwesen möchten Sie der Runde geben? Worauf ist jetzt ganz besonders zu achten?

Marcel Wnendt: Einfach anfangen. Punkt.
Prof. Werner Lang: Ich will die einzelnen Geschäftsmodelle gar nicht beeinflussen, aber die Spielregeln müssen gleich sein. Und die wichtigste Spielregel lau-

tet: grundlegende Nachhaltigkeit. Der ganzheitliche Ansatz muss einfach grundlegend nachhaltig sein in alle Bereichen, in denen Sie tätig sind. Das wäre mein Aufruf an Sie.

Giulia Peretti: Ich möchte etwas Positives mitgeben. Wir sprechen hier über komplexe und gravierende Themen wie den Klimawandel. Aber wir sind eine sehr fortgeschrittene Gesellschaft. Wir haben viele Instrumente, mit denen wir auch etwas verbessern können. Und wir sind dabei, das zu tun. Wir sind auf einem guten Weg, wenn auch noch ganz am Anfang. Aber ich sehe das positiv.

Prof. Elisabeth Merk: Weglassen, was die Welt nicht besser und nicht nachhaltiger macht. Dann haben wir mehr Energie für das andere. Und ehrlich gesagt wissen wir das auch. Jeder von uns weiß das im Privaten, aber eigentlich auch in dem, was man jeden Tag so auf dem Tisch liegen hat. Wenn wir nur jeden Tag eine Sache weglassen, die die Welt nicht besser und nachhaltiger macht, dann sind wir schon mindestens doppelt so schnell.

Julian Petrin: Ein schönes Schlusswort. So wie es mal war, wird es nicht mehr werden, aber es kann auch eigentlich nur besser werden. In diesem Sinne danke ich Ihnen für ein nachhaltig inspirierendes Gespräch. X

Ein Zwischennutzungsprojekt mit utopischer Melodie

Stellt euch vor, Kunstschaffende bekämen in der Münchner Innenstadt bezahlbare Räume. Nicht wie so oft in Kellern und heruntergekommenen Gebäuden – sondern gut isoliert, ohne Schimmel, mit ausreichenden Sanitäreinrichtungen und fließendem Wasser. Was nach Träumerei klingt, ist das Konzept des neuen Kulturzentrums Fat Cat und seit Mai Realität.



ANTONIA LUISA WOLFRAM

Antonia Luisa Wolfram verstand sich lange als Wahl-Wienerin und sucht als Neu-Münchnerin nach kreativen Räumen. Wenn sie nicht in der Medienwelt unterwegs ist, macht sie Musik oder schließt an der Isar Freundschaft mit München.

Erst kürzlich machte ich mich naiv auf die Suche nach Proberäumen. 780 Euro monatlich für 15 Quadratmeter ohne Heizung am Stadtrand von München. Wirklich? Es gibt sie, die Förderprogramme in München, die Newcomer unter die Arme greifen. Doch als Neuling in der Stadt muss ich mir darüber erstmal einen Überblick verschaffen. Immer wie-

der treffe ich auf alteingesessene Bands, die sich über die Proberaumkultur beklagen und aus der Not auf überbezahlte Lösungen zurückgreifen.

An einem Dienstagmorgen, vor dem Gasteig in Haidhausen, treffe ich auf die Künstlerin LORiiA. Wenn sie nicht an ihrem Soloprojekt arbeitet, gibt sie Gesangsunterricht oder spielt in anderen Münchner Bands. Mit Barska And The Factory ist sie nun Teil eines neuen Zwischennutzungsprojektes im ehemaligen Gasteig. Ich folge der Künstlerin über einen Seiteneingang, Treppen, Gänge und verschiedene Türen zu ihrem neuen Lieblingsort: „Die Atmosphäre hier ist für mich sofort totaler Fokus und Konzentration, was vielleicht auch daran liegt, dass ich in diesen Räumen auch studiert habe.“ Sie knipst nach und nach die vielen indirekten Leuchten an, die sich hinter Instrumenten und Möbeln im Raum verstecken. Eine grüne Wand, eine Blumentapete, viel Freifläche in der Mitte des Raumes. Eine Schultafel lässt den vorherigen Unterrichtscharakter erahnen. Von Unterricht spüre ich hier sonst nichts, eher Kreativität und eine ziemlich Instagram-taugliche Kulisse. Während ich es mir auf einem schwarzen Ledersofa gemütlich mache, erklärt sie mir das Raumkonzept: Büroecke,

Küche, Lager und Gesangskabine. Mein Blick schweift über die hohen Wände und sucht skeptisch einen Haken – vergeblich. Das Belüftungssystem der ehemaligen Räume der Hochschule für Musik und Theater sei angeblich so angelegt, dass man nicht einmal ein Fenster bräuchte. Stimmen auf dem Gang unterbrechen uns.

Die alternative Punk-Rockband Blackout Problems ist auf dem Weg in ihren Raum nebenan. LORiiA und der Frontmann Mario kennen sich bereits und wir werden in ihren hellen Raum eingeladen. Mario: „Was wir hier bekommen, ist ein echter Diamant, man steigt aus der S-Bahn und hat direkt die Isar vor der Tür.“ Er ergänzt: „Nebenan haben wir noch ein Studio und können dadurch live hier aufnehmen.“ Ihren Raum teilen sie sich mit den Sportfreunden Stiller und der Band Umme Block.

Eine Dachterrasse für Pausen, perfekt isolierte Wände, Platz für Equipment und Merch. Man sieht schnell, wie viel Zeit, Liebe und Mühe die Bands bereits in ihr dekoriertes neues Zuhause gesteckt haben. LORiiA: „Habt ihr keine Angst, dass ihr superviel aufbaut und nach einem Jahr wieder rausmüsst?“ Marcus: „Man ist hier so gut vernetzt. Selbst im



zweiten Monat, in dem wir hier sind, haben wir mehr Kontakte geknüpft als in den letzten zwei Jahren in unserem anderen Raum. Es ist wie ein kulturelles Epizentrum und auch wenn wir in einem Jahr rausmüssen, hatten wir hier eine so tolle Zeit.“ Sie erzählen, dass sie vor kurzem Besuch von Blumentopf hatten, der meinte, gemeinsam sollten alle hier etwas erschaffen, das bleibt. Im alten Raum probten sie im Sommer mit Winterjacke, die Wände waren so dünn, dass sie nicht sicher waren, ob sie sich selbst oder die anderen Bands hörten.

Seit 2015 ist bekannt, dass eines der größten Kulturzentren Europas, der Münchner Gasteig, generalsaniert werden soll. Seitdem ist die Stadt auf der Suche nach einem Investor. Nach Angaben der Süddeutschen Zeitung beschließt der Stadtrat 2020, das Gebäude und die Sanierung auf Erbpacht für 450 Millionen Euro an einen Investor zu vergeben. Anfang dieses Jahres „soll nochmal neu überlegt werden“, da man keinen Investor findet. Ich treffe auf Menschen, die sich wünschen, dass das so bleibt.

Im neuen Kulturzentrum Fat Cat soll eine Atmosphäre geschaffen werden, in der sich unterschiedlichste Künstler*innen unterstützen können und gemeinsam Neues kreieren

Auf Social Media wurde zur Bewerbung für die Räume aufgerufen. Es gibt 120 bis 140 Räume, die bereits alle besetzt sind. Seit Mai dürfen die ersten Künstler*innen einziehen. Die Rückmeldungsphase hat sich verzögert, da das kleine Team von Fat Cat sorgfältig jeden Antrag liest. „Wir wollen eine Atmosphäre schaffen, in der sich unterschiedlichste Künstler*innen unterstützen können und gemeinsam Neues kreieren“, sagt eine Mitarbeiterin von Fat Cat vor Ort. Will man sich auf den Eindruck meines Besuches verlassen, so ist dieses Vorhaben bereits jetzt gelungen. Mario meint: „Kommt gern mal vorbei, wenn ihr was zum Aufnehmen braucht oder auch zum Songwriting.“ LORiiA: „Ja, und du kannst gern auch unsere Büroecke nutzen.“

Dass die Kulturszene sich in der Politik besonders Gehör verschaffen muss, wurde spätestens in der Corona-Krise unmittelbar spürbar. In München gibt es Institutionen, die Musiker*innen unterstützen und ihnen den Ort geben, den sie verdienen. Man muss sie nur finden. Hiermit gibt es einen weiteren. Utopische Melodien sollen nicht mehr nur Utopie sein. Vielleicht können wir schon bald hören, zu welchen neuen Songs, Werken oder vorher undenkbareren Stücken Fat Cat Münchner Kunstschaffende bewegt. X

Zu gut für die Tonne

Tilman Strutz verschenkt schrumpelige Tomaten und gibt Tipps, welches Gemüse trotz schimmeliger Stelle noch essbar ist. In seinem Sortiment landet, was Supermärkte für den Müll aussortieren. Ein Tag mit einem Lebensmittelretter.

Um Tilman Strutz stapeln sich Kartons und Lagerboxen. Schrumpelige Tomaten, welker Salat, eine Palette Erdbeeren. Genießbar und gesund, zu gut für die Tonne, findet der 34-Jährige. Sonntagmorgen, zwanzig nach zehn, Stadtteil Schwabing in München. „Brauchbar“ heißt der bunt besprühte Bungalow, ein Umsonstladen. Tilman Strutz steht hinter der Theke und betastet mit Schutzhandschuhen den Rettich. Ein brauner Fleck, ist das Erde oder Schimmel?

Tilman Strutz und sein Team holen bei kooperierenden Supermärkten essbare, aber für den Müll bestimmte Lebensmittel ab. Zweimal pro Woche verteilen sie ihre Ausbeute. Hier, in einem garageartigen Raum im Münchner Kreativquartier, kann jeder vorbeikommen und sich von Tilman Strutz bedienen lassen.

Um elf geht's los, 40 Minuten noch. Überblick verschaffen. Heute gibt es kein Brot. Im Kühlschrank stehen Butter und

Joghurt. Zwei weiße Auberginen verstecken sich im Rettich. Für dutzende Ananas kommt die Hilfe zu spät. Bräunliche Verfärbung, schimmelige Schale. Tilman Strutz schüttelt den Kopf. Nicht schon wieder, sagt sein Blick. „Da merkt man, dass unsere Lebensmittelindustrie per-vers ist.“

Eine Ananas wächst zwei Jahre, bis sie geerntet wird. Dann schiffte man sie einmal über den Ozean. Und hier werfen wir sie in den Müll.

Deutschland belegt Platz neun im Ranking der größten Nahrungsverschwender-Nationen: Elf Millionen Tonnen Lebensmittelabfälle entstehen bei uns. Weltweit sind es 2,5 Milliarden. Die Produktion von Lebensmitteln kostet Land und verbraucht Wasser und Energie. Die Umweltschutzorganisation WWF schätzt, dass zehn Prozent aller globalen Treibhausgasemissionen auf das Konto der Nahrungsmittelverschwendung ge-

hen – knapp doppelt so viel wie der jährliche Ausstoß von Autos in der EU und den USA zusammen.

Tilman Strutz will im Kleinen anfangen: auf Kurzstreckenflüge verzichten, sich vegan ernähren. Das war nicht immer so. Seine Exfreundin lebte vegan, mit ihr hat Tilman Strutz ausprobiert, wie das ist, tierische Produkte wegzulassen und damit die CO₂-Bilanz zu verbessern. Plötzlich war dieses Gefühl da, etwas Sinnstiftendes zu tun. „Das fehlt sonst im Alltag“, sagt er.

Sieht er sich als Vorbild? „So weit würde ich nicht gehen“, sagt Tilman Strutz. Da gebe es andere, die das viel besser machten. „Letztes Jahr im Februar war ich in der Dominikanischen Republik.“ Auf Langstreckenflüge zu verzichten falle ihm schwer.

Fünf vor elf, es klopft. Eine Frau mit Wanderrucksack betritt die „Brauchbar“. Die „Brauchbar“-Website bittet Freiwillige wie sie, Lebensmittel „eine halbe Stunde VOR den Öffnungszeiten“ vorbeizubringen – die Frau ist spät dran. „Es gibt Salat, Brot und Maggi-Gulasch-sauce“, sagt sie und öffnet ihren Rucksack, aus dem grüne Blätter hervorquellen. „Salat nehme ich heute nicht, bitte woanders hinbringen“, sagt Tilman Strutz. Auf der Theke stehen bereits mehrere Kisten Grünzeug, ein kalter Tag, das bedeutet wenig Andrang. Die Frau mit Rucksack wird ungehalten: „Wenn euch Salat nicht gut genug ist, komm ich nicht mehr.“ Dabei geht es Tilman Strutz um etwas anderes: Er will keine Lebensmittel wegschmeißen. „Wie viele Salatköpfe sind es?“, fragt er. „Fünf Stück“, sagt sie. Tilman Strutz nickt. „Die kriegen wir los.“ In mehreren WhatsApp-Gruppen postet er Fotos von der Gemüsepracht, in der nächsten Stunde abzuholen in der „Brauchbar“. Hoffentlich klappt's.

Vorgaben, Essensabfälle zu reduzieren, gibt es in Deutschland nicht. Im Gegenteil: Wer Essen aus dem Müll holt, macht sich strafbar. Bundesernährungsminister Cem Özdemir findet: Das muss nicht sein. „Wer Lebensmittel vor der Tonne rettet, sollte dafür nicht strafrechtlich verfolgt werden“, schreibt er im Januar an die Bundesländer. Sein Vorschlag: Auf dem Papier bleibt Containern verboten. Die Länder sollen aber von der Strafverfolgung absehen. So läuft es auch beim Besitz von Cannabis: Es ist nicht erlaubt, Cannabis zu besitzen, jedoch wird der Besitz bis zu einer Bagatellgrenze nicht geahndet.

11 Uhr, es geht los. Tilman Strutz führt über das Buffet. „Was habe ich Schönes?“ Nudeln, Tomatensauce, Streichkäse. Wie immer gelte: nur mitnehmen, was auch gegessen wird. Rettich? „Außen gut abschneiden“, empfiehlt Tilman Strutz, wegen der Schimmelgefahr. Bei Rettich in Ordnung. Wasserreiche Lebensmittel hingegen wegwerfen, selbst wenn sie nur leicht von Schimmel befallen sind.

Ein Großteil der Lebensmittelabfälle entsteht mit 59 Prozent in privaten Haushalten, nur sieben Prozent im Handel. „Wir müssen überall ansetzen“, sagt Tilman Strutz und fordert, besser über Lebensmittelthemen aufzuklären. „Die Kiddies in der Schule müssen lernen, dass sie Eier nicht wegwerfen, bloß weil die Mindesthaltbarkeit abgelaufen ist.“ Stattdessen: Schwimmtest. Ein frisches Ei bleibt im Wasserglas am Boden liegen, ältere Eier richten sich auf. In einem von Greenpeace durchgeführten Test waren Eier im Kühlschrank noch 112 Tage nach Ablauf der Mindesthaltbarkeit verzehrbar.

Viertel vor zwölf, der Aufruf in den WhatsApp-Gruppen zeigt Wirkung. Etwa zehn junge Menschen haben sich vor der „Brauchbar“ eingereiht. Ganz hinten steht eine Studenten-WG, drei Jungs.



JOHANNA SCHLEY

Johanna Schley wirft zu viele Lebensmittel in den Müll – Eier seit ihrem Besuch bei Tilman nur noch, wenn sie im Schwimmtest durchfallen.

Er habe selbst in der Gastro gearbeitet, erzählt einer. Übrig gebliebenes Essen verschenkten sie dort, bis ein Abnehmer den Betrieb wegen einer Lebensmittelvergiftung verklagte. „Ab dem Zeitpunkt mussten wir alle Reste wegschmeißen. „Schade ums Essen“, findet er.

Fünf vor zwölf, der Salat ist verteilt. Tilman Strutz ist zufrieden. Nur der Vulkanspinat bleibt übrig, der sei schwer vermittelbar. „Die Italiener essen ihn viel“, sagt Tilman Strutz, „die Deutschen kennen Vulkanspinat gar nicht.“ Die Studenten-WG ist dran, letzte Chance. Vulkanspinat? „Klar, gerne“, die drei freuen sich. „Wisst ihr, was das ist?“, fragt Tilman Strutz verwundert. Wissen sie nicht. Werden sie googeln. Kann man sicher andünsten oder für Pastasauce verwenden. Sie kochen gern in der WG.

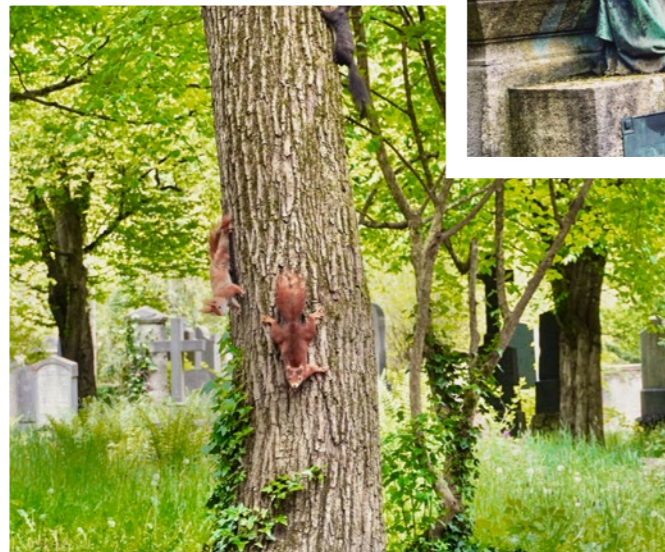
Pünktlich um zwölf ist die „Brauchbar“ leergefegt. Beim Aufsammeln der Kartons fällt Tilman Strutz eine Tüte Kumquats ins Auge, die hat er übersehen. Allen, die noch draußen stehen, schüttet er die Mini-Orangen in die Hände. Am Dienstag geht es mit seinem Kollegen weiter. Tilman Strutz hat Pause. X

Elf Millionen Tonnen Lebensmittelabfälle entstehen jährlich in Deutschland – das möchte Tilman Strutz ändern





Auch alte Mauern können ein Lebensraum sein, zum Beispiel für Zimbelkraut und Mauerraute



Im grünen Idyll zwischen historischen Gräbern und alten Bäumen werden wir Zeugen einer Oachatzal-Konferenz

Das blühende Leben

Lebensraum Friedhof: Gottesäcker können grüne Oasen sein für Mensch und Tier – mitten in der Stadt, auch in München. Wie Nachhaltigkeit am Ort der letzten Ruhe gelingt.

Birken, Linden und Robinien baden in der Sommersonne. Eichhörnchen sausen in Spiralen die Stämme hinauf, im Geäst klopft ein Buntspecht gegen die Rinde. Und unten zwischen den Grabsteinen schweben Bienen und Schmetterlinge von Blüte zu Blüte. Zwitschern, Summen, Rascheln überall – wer über den Alten Südfriedhof in München spaziert, merkt schnell: Der Ort der letzten Ruhe ist quicklebendig. Das liegt nicht zuletzt daran, dass die Zeit im Schutz der Friedhofsmauern stillzustehen scheint, wie die Biologin Barbara Füchtbauer erklärt. „Über Jahrzehnte, ja Jahrhunderte können sich Flora und Fauna fast ungestört entfalten.“ Und das mitten in der Stadt: Vom Trubel rund um den Marienplatz sind es zum grünen Refugium beim Sendlinger Tor nur einige hundert Meter.

Rundum-sorglos-Paket für die Tierwelt
 Hinter den Backsteinen verstummt der Straßenlärm. Eine Rabenkrähe landet am Fuße einer Linde, an der brüchigen Grabeinfassung daneben hat sich der Felsen-Storchschnabel niedergelassen, kein Vogel, sondern ein Bodendecker mit pinken Blüten, der seine Samen davonschleudern kann wie mit einem Katalpult. Für Füchtbauer ist der Südfriedhof ein Biotop mit Vorbildcharakter: naturbelassene Wiesenflächen, alte Steine, alte Bäume. Gerade die Bäume: Schon als Studentin lernte sie Friedhöfe schätzen, auf der Suche nach Vogelstimmen im Großstadtdschungel. „Die alten Bäume sind ein Juwel für die Artenvielfalt“, sagt Füchtbauer. Das Rundum-sorglos-Paket für die Tierwelt: Versteck, Nistplatz, dazu Blätter, Pollen oder Früchte als Futter. „Und gut für das Stadtklima sowieso.“

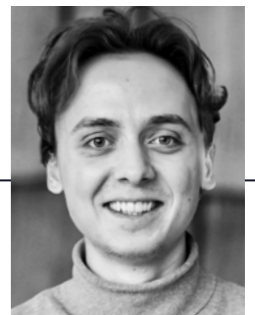
Das Massaker verhindern: seltener mähen – und bitte schonend
 Füchtbauer berät Kirchengemeinden, wie sie den Lebensraum Friedhof fördern können. Mehr als 50 bayerische Gottesäcker hat die Biologin, die seit Ende 2017 für die evangelisch-lutherische Landeskirche arbeitet, bislang besucht. „Viele Maßnahmen sind herrlich simpel.“ Da geht es zum Beispiel ums Rasenmähen.

Denn wer die Wiesen seltener und erst im Sommer stutzt, schützt Insekteneier und -larven. Die Devise: „Einfach stehen lassen.“ Wo immer möglich bis Ende Juli. „Für viele Friedhofsbesucher ist das ungewohnt, sieht vielleicht ungepflegt aus“, sagt Füchtbauer. Oft gäbe es da Erklärungsbedarf: „Die Friedhofsgärtner muss man in Schutz nehmen – sie sind nicht zu faul zum Mähen, sondern pflegen die Artenvielfalt.“ Und wenn dann gemäht wird, bitte schonend. Denn einen Spindelmäher zu verwenden oder eine Handsense, kann eine lebensrettende Maßnahme sein. Motorisierte Rasenmäher erzeugen eine Sogwirkung beim Zerhackeln von Gräsern und Kräutern – und massakrieren Kleinstlebewesen.

Nachhaltigkeit auf dem Friedhof, das kann bedeuten, die eigenen Sehgewohnheiten zu hinterfragen, nicht nur bei den Wiesen. Denn Habitats gedeihen gerade dort, wo die menschliche Ordnungsliebe zurücktritt. Auf unpolierten, rauen Grabsteinen sprießen Moose und Flechten. Solitärbienen finden in den Löchern unverputzter Mauern Platz für ihre Eier. Fledermäuse beziehen halb verfallene Mausoleen. Und in Laubhaufen finden Insekten ein Winterdomizil. Dass es lohnt, Mutter Natur ihre Freiheiten zu lassen, zeigt am Alten Süd-

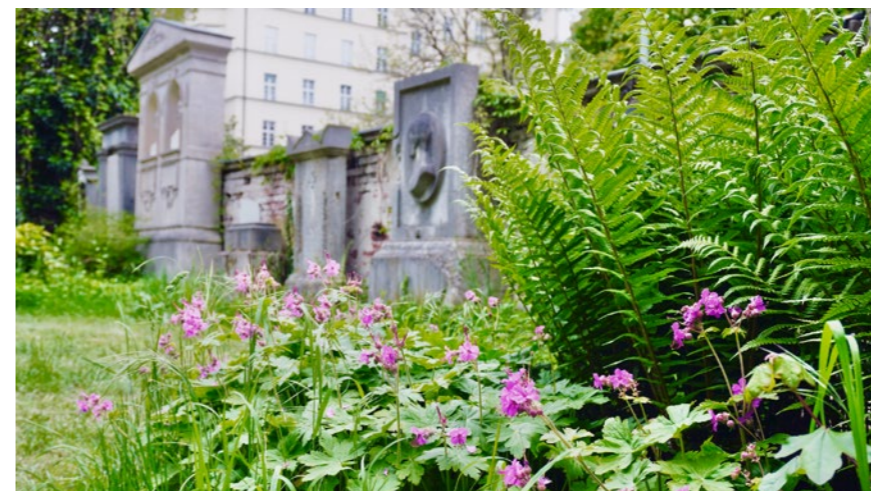
friedhof auch ein anderer tierischer Bewohner. Immergrüne Efeuranken symbolisieren in der christlichen Bildsprache das ewige Leben, sind deshalb traditionell auf Friedhöfen verpflanzt – und beherbergen in München einen schüchternen Sechsheiner: Im dichten Gestrüch wurde „Clithostethus arcuatus“ gefunden, der Efeu-Kugelglanzkäfer, wohl einzigartig für den ganzen süddeutschen Raum.

Schon mit geringem Mittelaufwand können die Träger von Friedhöfen den Naturschutz auch aktiv unterstützen. Aus Laub, Totholz und Sägespänen entstehen ein Insektenhotel oder eine Käferwiege. Ein Holzbrett an den Gießwassertrögen dient Vögeln und Insekten als Ausstiegshilfe. Bei der Kapelle Sankt Jobst im sandigen Nürnberg ließ Füchtbauer eine kleine Düne aufschütten – Wildbienen graben hier ihre Röhren. „Und nach einem Monat habe ich dort sogar eine Eidechse gesehen.“



PAUL KRAUSS

Früher fand Paul Krauß das Thema Friedhof irgendwie unbequem. Bis er über einen Rentner berichtete, der seinen Wunschgrabplatz im Bestattungswald kurzerhand über eine Kleinanzeigen-Plattform gekauft hat: Grundstück im Grünen, zwei Quadratmeter – auf Verhandlungsbasis.



Von der Ruhe- zur Begegnungsstätte?

Friedhöfe sollen Aufenthaltsorte werden – aber Gedenkorte bleiben. Über den Spagat zwischen Ruhe- und Begegnungsstätte.

An einem kleinen Zaun vorbei, neben Alleen aus Birkenkronen, zu einer großen Wiese. Sie ist bedeckt von bunten Picknickdecken, auf ihnen angeregte Unterhaltungen, fröhliche Kinderstimmen und die Melodien eines Akkordeons. Ein Sommertag im Park – oder auf dem Friedhof?

Nicht erst seit gestern wandelt sich die Bestattungsmentalität. Viele wünschen sich für ihre letzte Ruhe einen Platz abseits im Grünen. Möglich machen das zum Beispiel Bestattungswälder, in denen sich Menschen vor ihrem Tod oder ihre Angehörigen einen Beisetzungsort für eine Urne aussuchen können. Gewöhnlicher Grabschmuck ist dort nicht erlaubt. Den soll die Natur liefern: Wildblumen, Laub und Moose ersetzen Kerzen, Gestecke und Co.

Städte und Kommunen reagieren

So auch auf dem alten Friedhof in Holzkirchen im oberbayerischen Landkreis Miesbach, auf dem vor fast zwei Jahren mit der Umgestaltung begonnen wurde. Weg von kargen Kiesflächen, hin zu grüner Pflanzenvielfalt und einem Friedhof mit parkähnlichem Charakter – so das Konzept des beauftragten Landschaftsarchitekten Wolfgang Ritz:

„Der ökologische Effekt ist gerade im Trend, vor allem Baumgräber in Wäldern sind sehr gefragt. Doch dort gibt es kaum Vor-Ort-Infrastruktur, wie Toiletten, zu dem sind sie für ältere Menschen schwer erreichbar. Daher möchten wir auch auf dem Friedhof Möglichkeiten unter anderem für Baumbestattungen schaffen.“

Konzerte auf dem Gottesacker?

Die vor Jahrzehnten eingepflanzten Plätze und gebauten Fundamente für Erdbeisetzungen werden immer weniger gebraucht. Alte Gräber, die aufgegeben werden, dazu eine klare Bewegung hin zu Urnenbestattungen schaffen mehr freie Flächen. Auf dem Holzkirchner Friedhof bedeutet das ein neues Areal aus reiner Grünfläche, das bepflanzt werden kann.

Auf den restlichen Arealen gibt es verschiedene Bestattungsformen nebeneinander. Damit bewahrt sich die Kommune Flexibilität, um schnell auf die jeweilige Nachfrage reagieren zu können.

Dazu kommen einige Sitzbänke. Darüber hinaus sieht Architekt Ritz auf Friedhöfen Raum für weitere neue Begegnungen: „Cafés, Konzerte auf dem Friedhof sind Formen, über die wir versuchen, mehr Leben auf den Friedhof zu bringen. Diese haben auch eine soziale Funktion, da kommuniziert wird. Das hilft gegen Vereinsamung beim Trauern.“

„Friedhöfe sollten Lebensräume und Seelenorte zugleich sein“, sagt Professor Konrad Ott, Philosoph und Umwelt-



Das neue Friedhofkonzept: weg von kargen Kiesflächen, hin zu grüner Pflanzenvielfalt und parkähnlichem Charakter

ethiker. Er erinnert an die Funktion von Gottesäckern, die beim Umbau der Friedhöfe berücksichtigt werden müsse: „In früheren Zeiten waren Friedhöfe immer auch Orte des Aufenthalts von Menschen und hatten parkähnliche Funktionen. Allerdings sind es Stätten, in denen Pietätspflichten gegenüber Trauernden zu respektieren sind.“ Darunter falle auch die „Totenruhe“ beziehungsweise deren Störung.

Natürlich sei es legitim, sich auf Friedhöfen zu erholen, Ruhe zu finden, zu meditieren oder spazieren zu gehen. Allerdings findet Ott: „Der Aufenthalt auf Friedhöfen sollte eher ‚seelsorglich‘ sein und Möglichkeiten eröffnen, sich der eigenen Endlichkeit bewusst zu werden.“ Das unterscheide Friedhöfe von Parks, in denen sportliche Aktivitäten und Musizieren ebenso zulässig seien wie Flirten, Picknick oder das Ausführen von Hunden. Es sei wichtig, die Trennlinie nicht zu verwischen: „Friedhöfe sollen Orte der Seelenruhe sein“, sagt Ott, „auch für die Lebenden.“



SOPHIE ALSCHER

Sophie Alscher sieht in Friedhöfen neben einer Ruhestätte für Verstorbene wertvolle Räume für Pflanzenvielfalt. Hier wächst genug Löwenzahn für ihre Schildkröten.



Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird bei Personenbezeichnungen und personenbezogenen Hauptwörtern in dieser Publikation die männliche Form verwendet. Entsprechende Begriffe gelten im Sinne der Gleichbehandlung grundsätzlich für alle Geschlechter. Die verkürzte Sprachform hat nur redaktionelle Gründe und beinhaltet keine Wertung.

